

Flammen.

Roman von
Hans Schüge.

Nachdruck verboten.

„Ich kann mich noch nicht so schnell in das alles hineinfinden, was Sie mir da vorschlagen!“ sagte sie endlich. „Auch ich sehe natürlich ein, daß wir handeln müssen, ehe es zu spät ist. Allein ich überstatte, wie Sie es wünschen und für möglich halten, bin ich nicht imstande, mich von Hofmisch zu lösen. Man darf wohl nicht dort herabsteigen, und wenn dann meine ständige Abwesenheit mich dort vermissen zulassen würde, so habe ich für nichts. Ich bitte Sie daher, auch mir ein Opfer zu bringen und noch einige Zeit weiter auszuhalten, selbst über den Tag Ihrer Verlobung hinaus! Und jedenfalls den entscheidenden Brief nicht eher abzugeben, als bis Sie ihn Jhnen Nachsicht gegeben habe. Möchten Sie mir das versprechen?“

Und sie bar und schmeichelte und schlang ihren Arm um den Hals des Mannes.

Und nun kamen ihm zum ersten Male ihre Lippen entgegen und sie erbebten beide in einem süßen, taumelnden Rausch, daß sie sich in diesem Augenblick an eine tiefere Empfindung für ihn glaubte.

„Ihr Schatz, warmer Körper lag weich in seinen Armen, und sie schloß, langsam jeder Wille, jeder Widerstand in ihm dahinzuwandern, wie sie die Stärkere war und die Siegerin blieb.“

Da riß sie sich auf einmal los, und sah ihn an mit schmerzlichen, stahlharten Augen.

„Ich gehe am Sonnabend mit Ihnen nach England.“

Als Hella sich gleich nach dem Abendrot in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, war die Baronin noch einmal durch den Park gegangen und hatte dann vor der Terrasse aus in aller Verborgenheit dem Spiel Dr. Reinwalds gelauscht, der sich zu Gertruds Verlobung ein kleines Koncertprogramm zusammengestellt hatte und die Würde des einheimischen Abends zur würdevollen Durchführung einiger besonders schwieriger Vortragsstücke brachte.

Die nervös gespannte Stimmung, die seit einiger Zeit über Hofmisch lagerte, hatte sich jetzt endlich auch der schönen Schloßherrin mitgeteilt, daß die üblichen Wirtschafsbücher jetzt lange unangenehm vor ihr auf dem Tische liegen und sie hat die Prüfung der Milder- und Butterrechnung aller notwendigen Verbindungen um Vergangenheit und Zukunft spannt.

Mit Altsleben war sie seit der Aussprache am See nur ein einziges Mal flüchtig auf dem Freize zusammengetroffen.

Sie hatte eine Begegnung mit ihm nicht gesucht, aber auch nicht gemieden.

Erst langsam schon war sie sich darüber klar, daß sich der Eindruck des ersten Tages allmählich zu einer festen Regung erhärtet hatte, zu einer festen Liebe, die ihre Schicksal kennen will und muß und sich danach sehnt, zu beistehen und sicher zu sein.

Sie schloß sich zu ihm hinzugehen mit der unüberwindlichen Macht eines großen Heimwehs, und ihre Seele wurde still und ruhig, wenn sie auch in seinen Augen den Abglanz jenes Feuers zu erblicken meinte, das in ihrem Herzen mit einer so leuchtenden reinen Flamme glühte.

Nach hatten sie kein Geheimnis miteinander, wie sehr sie sich ein lehrtes, entscheidendes Wort von ihm ersehnte, daß sie die feinsten Proben Zurückhaltung und Unerschrockenheit ihres gemeinsamen Wesens zwischen sich mit einem leisen, eifersüchtigen Strahlen betrachtete.

Um halb elf Uhr kam Dr. Reinwaldt wieder auf die Terrasse, sah noch ein Bierstübchen und ging dann bald nach seinem Zimmer hinauf.

Der Wind stand jetzt gerade über der Richtung des großen Borplatzes; sein weicher, alternder Schloß streifte über die jungen Ginkgobäume und die zarten, blauen Schattungen gaben allen Dingen einen elegant, geheimnisvollen Reiz.

Vom Park durfte es die Tannen bebäuhend stark herauf. Es war so still, daß man die alte Standuhr der Diele bis auf die Veranda hören hörte.

Wie etwas Drohendes, Dämonisches lag es in der dungen Wärme der unbewegten Luft.

Da lang es einmal ein leichter Schritt.

Die Baronin sah verwundert auf.

Ein helles Licht leuchtete auf der Verandatreppe.

„Guten Abend, gnädige Frau!“

„Gertrude Barontin stand vor ihr, ohne Hut, wie sie von Hause fortgelaufen war, und in einer großen, weisen Hängehülle.“

„Ich wollte mich noch ein wenig nach Gertruda umsehen!“ sagte sie entschuldigend. „Wir haben bis zum späten Abend gelauscht, und die alte Dame hat mich nicht früher fortgelaufen.“

„Das ist aber sehr lieb von Ihnen, präzisen Trostes!“ war die freundliche Entgegnung. „Gertruda hat schon den ganzen Tag nach Ihnen gesehnt!“

„Darf ich noch einmal zu ihr hinaufgehen. Es ist zwar schon ziemlich spät, aber sie hat mich noch nicht.“

Die Baronin hielt Trubens Hand noch immer in der ihren; aus der wunderbaren Frische des jungen Mädchens ging es wie ein belebender Strom auch auf sie über.

auf seine tief durchgreifende Hand und während sie die mächtigen Seiten des Hauptbuchs umblättern, schenkte es ihr auf einmal, als blickte ihr seine klaren, blauen Augen mit einem Ausdruck tiefen Erntes aus den langen, hellen Locken der schwarzen Zylinder entgegen.

Dann stand sie am Büttel des Speisezimmers, füllte für die beiden Mädchen Konjekt und Fruchte auf eine Kristallkale und ging damit die Treppe der großen Halle zum ersten Stock hinauf.

Die Tür zu Gertruds kleinem Kabin war nur angelehnt, ein schmaler Lichtstrahl fiel in das Dunkel des Korridors; zugleich damit lang erregtes Sprechen, von halbunterdrückten Schlüssen begleitet, aus der Tiefe des ausliegenden Schatzzimmers, daß die Baronin unwillkürlich laufend ihren Schritt hemmte.

Der kleine Altsleben wurde mehrmals fünf hintereinander genannt, und jetzt trat auf einmal das abgerissene Bruchstück einer Unterhaltung ihr Ohr, daß ihr die Augenlider der Atem stockte.

„Es war kein Zweifel, Gertruda,“ schnitt Trubens heller Sopran scharf und bestimmt durch die nächtliche Stille.

„Dr. Reinwaldt hat die ganzen ganz über erkannt, als sie geklettert zur noch Witternacht das Rasoarierhaus verließ.“

„Trube, ich kann es mir noch immer nicht denken.“

„Ich hab' mich anangs auch dagegen gewehrt, aber die Sache legt doch zu klar. Die schöne Hella hat Altsleben eben auch den Kopf verdreht. Und seine ganze fühlte Referenz über was bisher nichts als Wüste, um dies Verhältnis zu bezeichnen!“

„Ja, Gott, wie wird das meine Schwester treffen!“

„Die Männer taugen halt alle nicht was,“ arafelte Trubens fieberhitzige Welsheit. „Aber nun ist mir der ehigigen Gealten, Gertruda, und wehe wieder etwas ruhiger.“

„Sie bekommen unten noch die schönste Geste!“

Dann kam die Unterhaltung wieder auf einen leisen Flüstererton herab und verstummte auf einmal ganz, daß die einsame Wandherrin sich vor dieser plötzlichen Stille häufig zur flucht wandte.

Mit lautlosen Schritten schlich sie wieder in die Halle hinauf und tatete sich in dem dunklen Mittelgang zu einem der Sessel am Kamin.

Das also war das Ende, die Hefe im Becher.

Verstärkt, beiseite geschoben und einer andern willen von dem Waune, den sie über alles geliebt, dem sie sich mit ihrem ganzen Sinnen und Denken zu eigen gegeben hatte.

Trube Martinen kam aus dem ersten Stock, ging durch des Speisezimmers und stand dann noch ein Weilschen wartend auf der Terrasse.

Einen Augenblick lang dachte die Baronin daran, das junge Mädchen zurückzu und von ihm die Erklärung zu fordern, rätselhaftes bis zum Ende, in einem selbstqualerischen Declangen, nun auch das Letzte zu wissen.

Dann aber sah sie wieder mutlos, verächtlich, ohne Willen und launische wie im Traum auf das Geräusch der sich entfernenden Schritte.

Das Licht des Mondes drang mit wackelnder Fülle ins Zimmer und es warf den Schatten der hohen Freitreppe in einem sich wünschigen Muster durch den weiten Raum.

Schwermäßig, wie ein normetisches Ungelicht fand der mächtige Spiegel auf dem spiegelnden Parkett und die roten Sphärisusblüten, die Hella am Morgen in die großen Seeressourcen geblüht hatte, leuchteten phantastisch in dem durchsichtigen, weißen Mondspiegel.

Hella!

Auf einmal kam wieder Leben und Bewegung in die reglose Gestalt am Kamin.

Ob das Rasoarierhaus auch heut wieder ein nächstliches Abendessen sah und die Wüdligkeit Hellas nur ein erdichteter Vorwand gewesen war, um schneller zu ihrer Lebensstunde zu gelangen.

Ein bitterer Gedankengang trat der emanen Frau plötzlich auf die Zunge, dann aber rasste sie sich gewaltsam zusammen.

Sie mußte Gewißheit haben und wenn sie auch darüber zugrunde ging.

Es war wie eine letzte Auflehnung, ein hartnäckiger, grau-samer Drang, der Wahrheit heut noch einmal aus weiten Augen ins Gesicht zu sehen, ehe die dumpfe Resignation über ihr zusammenlag.

Mechanisch schloß sie die Verandatür, löschte im Speisezimmer das Licht und ging dann ganz langsam und leise zu Hellas Zimmer hinauf.

Der kleine Kaminofen lag in einwamer Dunkelheit.

Die Tür zum Schlafzimmer stand weit offen.

Eine breite Mondbeile flutete geisterhaft über den Schnees des abgedeckten Bettes.

eigentlich tat, auf das Gegenbild ihrer hohen, schlanken Gestalt, das die ganz verfallenen Flammen mit unruhigen Purpurreflexen überzuden.

Schon einmal hatte sie so gefanden in jener Sonntagsnacht, da die hart-eindringende Liebe zu Altsleben einen neuen Glanz über ihr vereinsamtes Leben geworfen und sie sich in zogerhafter Eile mit der trübenden Schönheit Hellas verfallen hatte.

Sie hatte sich also doch nicht getäuscht, als damals über ihrem Zimmer ein leises Geräusch von Stimmen erklangen war.

Vom ersten Tage an hatten sich die beiden gefunden gehabt. Und alles war Liebe gewesen von An an.

Jeder Blick, jedes Wort, bis zu der einjamen Abendstunde am See, deren Erinnerung sie wie ein Heiligum im innersten Herzen hüllte, die auch in diesem Augenblick wie der Nachklang einer süßen Melodie auf einmal wieder still durch ihre Seele zog.

Dann trat sie an das offene Fenster zurück und lehnste die heiße Stirn gegen das Fenstergitter, wie eine Verdurstende den kühlen Hauch der Nachtluft trank.

In diesem Altsleben lauernden Raubtieren gleich, hoben sich vor ihr die schwarzen Baumkassen von Gebäuden, Häusern.

Ein einziges Licht schimmerte durch die mondbeile Finsternis vom Kavaliershaus herüber.

Das Licht, bei dem der Mann jetzt mit der andern sah, der Mann, der sie betrogen, verraten hatte und von dem sie doch nur das Eine wußte, daß sie ihn noch immer liehte, mehr als je auf der Welt, und daß diese Welt ihr für alle Zeit leer und ebe wurde in dem Augenblick, wo er aus ihrem Leben schied.

(Fortsetzung folgt.)

Der Quellmann.

Bon

Paul Bonf.

(Nachdruck verboten.)

Ein Ritter fand im Walde an einer Quelle, die unter überhängenden Farnkräutern hochwallte, einen Jüngling liegen von fremdartigem Aussehen. Der Jüngling stand auf und grüßte ehrerbietig, der Ritter grüßte wieder. Dann fragte der Jüngling, ob der Ritter nicht einen Anrecht gebrauchte, denn er wolle einem Herrn dienen. Der Ritter betrachtete prüfend den jungen Mann und erwiderte: „Ich will dich nehmen, denn du siehst mir ehrlieh und fleißig aus.“

Nun war der Anrecht schon Wochen bei dem Ritter und war ein so guter Mann, wie der Ritter noch nie einen gehabt hatte. Die Pferde geliebte bei ihm, die Waffen waren immer sauber und in Ordnung, der Anrecht war stets zur Hand, wenn er gebraucht wurde, und führte willig und freundlich alles mit Schnelligkeit und Geduld aus, das ihm angetragen wurde. Die beiden Knaben des Ritters hingen an ihm, wie an ihrem älteren Bruder; er lehrte sie fechten, mit der Armbrust schießen, hob sie aufs Pferd. Er war auch fromm; nie fehlte er bei der Frühmesse, denn sonntäglichen Gottesdienst und den kirchlichen Feiern; da stand er immer bescheiden hinten am Türpfiler, die Hände in der Hand und blühte gläubig und schüchtern nach dem Priester hin. Der Ritter sagte ihm, er solle mit nach vorn kommen, in der Kirche gehe es seinen Unterleib von Herr und Anrecht; aber er schüttelte den Kopf und sagte: „Das schied sich nicht für mich.“

Einmal ritt der Ritter mit ihm und sah sich um, da merkte er, daß seine Hände hinter ihm waren, daß an der Zahl der ihm aber war der Fuß. Er schien ihm, daß er verloren sei. Der Anrecht sprach: „Halt fest, Herr, ich weiß, wie ich ein kurzes Stüd hinauswärts und führte ihn dann aber durch das Wasser. Als die Feinde anfaßen, standen sie vor dem tie, er flücht und sahden ihn am andern Ufer davonreiten. Sie schüttelten die geballten Fäuste und tiefen unter ihm her: „Das ist der Teufel gewesen, der dich gerettet hat.“ Das Wort hörte der Herr und erschau. Denn ihm war selber nicht klar geworden, wie es eigentlich gechehen war, daß er das Wasser durchquerte; es spülte seinem Pferd nur an die Seite und der Fuß war reißend und tief, und er hatte vor-mals nie von einer Furt an dieser Stelle gewußt. Er merkte sich aber den Ort und ritt am andern Tage allein hin, um nachzugehen, da konnte er die Furt nicht wieder finden.

Indem wurde des Ritters Frau krank. Sie lag mit hohem Fieber und roete irre, und niemand wußte, was ihr fehlen mochte, und als sie einen Tag ohne Besinnung gelegen hatte, da dachte Jeder, daß sie sterben werde. Der Anrecht aber sagte zu seinem Herrn: „Habt keine Sorge, sie ist zu heilen. Man muß ihr Dornmilch zu trinken geben, dann wird sie wieder gesund werden.“ Die beiden Knaben weinten und reben sich mit der einen Hand die Augen, mit der andern hielten sie sich am Kollerbaum ihres Vaters fest, und der rang ver-zweifel die Hände und sprach: „Wie soll ich ihr die verschaffen!“

„Ich werde sie dir bringen“, sprach der Anrecht und ging fort; und nach kaum einer Stunde war er wieder im Mittelraal mit einem Krug, in dem er die Milch hatte. Der Herr ging mit ihm auf die Kammer der Kranken, richtete die Kranken hoch und hielt ihr die Hände. Der Anrecht aber richtete nicht das Gesicht aus der Hand heraus. Der Anrecht in eine Schale und legte die der Kranken an den Mund; die trank gierig, und schon im Trinken beruhigte sie sich, und als sie ausgerunnen, legte sie sich und sagte mit ihrer natürlichen Stimme: „Nun will ich schlafen;“ dann schlief sie ein und schwebte während des Schlafens. Und als sie aufgewacht war, da blühte sie sich gesund; sie blieb noch eine kurze Weile im Bett aus Vorsicht, aber dann erhob sie sich und es war, als ob nichts gewesen wäre.

Nun aber wurde dem Ritter der Anrecht noch unheimlicher. Er fragte ihn: „Wie hast du es gemacht, um die Dornmilch zu bekommen?“ Der Anrecht antwortete: „Ich habe mich schnell nach Knaben verlegt, dort gab ich in eine Höhe, wo eine Dornenkrone hingen lagerte. Die nahm ich ab, dann gab mir die Dornen Milch.“ „So bist du mirlich der Teufel“, rief der Ritter und harrete den Anrecht entsetzt an, die beiden Knaben

aber verkoren sich ängstlich hinter ihrem Vater. Dem Arschel kam die Träne. Er sprach: „Ich habe immer an der Quelle gewohnt, immer habe ich das Wasser aus der Quelle getrieben und habe die Blätter des Waldes wiedergegessen, das ist so lange, wie der Berg steht. Dann hörte ich die Gloden, als die Menschen die Kirche gebaut hatten, und ich hätte auch zum ersten Male und ich würde die Kirche betreten. Ich habe die Kirche besucht und die Menschen kennen.“

Der Ritter sagte: „Wie hatte ich einen treueren und bessern Knecht und du hast mir und meiner Frau das Leben gerettet. So bin ich Dir verpflichtet, und ich niemantem sonst verpflichtet bin. Aber ich habe Angst um mein und der Weinen Seelenheil, denn wer sich mit dem Teufel einläßt, dem geht es um die Seele.“ „Ich verstehe dich wohl“, erwiderte der Knecht, „dass ich ein Teufel bin, und ich habe auch alle Erfindungen des Prieters gehört und weiß, daß der Teufel den Seelen von Euch Menschen gefährlich ist. Aber weiß ich nicht, wie das geschieht, denn ich will Euch nichts Böses, aber ich verstehe ja manches nicht bei Euch, und so wird es wohl so sein, daß Ihr Euch hüten müßt vor mir. Ich bin gern bei Euch gewesen, denn ich war glücklich hier; ich habe nie gewußt, daß ein solches Leben sein kann, und wenn ich hätte bleiben dürfen, dann hätte ich immer noch mehr Eshones gesehen.“

Der Ritter sprach: „Du sagst es selbst, daß ich Dich nicht bei mir behalten darf. Aber ich will dir die wenigsten danken für deine Gütlichkeit und deine Demut, wie ich kann. Wähle, was du willst. Du sollst die Hälfte meines Vermögens haben, wenn du willst, denn meinen ganzen Besitz kann ich dir nicht geben, weil ich meine Familie ernähren muß und Pflichten gegen meinen Herrn habe im Kriegsdienst und sonstiger Hilfeleistung.“

Der Knecht schüttelte weinend den Kopf, dann sagte er: „So viel brauche ich nicht, und ich will dir nicht das Verlangen nehmen. Aber wenn du mir sechs Schillinge geben willst als Lohn für meine Dienstzeit, dann will ich dir dankbar sein.“

Der Ritter ging an seinen Kasten, schloß ihn auf, holte das Geld heraus und zählte es dem Knechte aus. Der nahm es, zählte es aus einer Hand in die andere und nachdem er die Summe richtig gesehen, gab er es dem Herrn zurück und sagte: „Weil ich dir mehr getan, als ich schuldig war, so bitte ich dich noch um eine Gabe. Nimm das Geld und lasse dafür eine kleine Glocke gießen und hänge sie oben im Turm deiner Kapelle auf und leh die Glocke dann immer läuten, wenn die Leute in die Kirche kommen sollen.“

Das versprach ihm der Ritter. Und nun sagte der Knecht, daß er gehen wolle, reichte dem Ritter die Hand, die ihn ängstlich anfaß und gab seinem Herrn die Hand. Wie der die Hand sah, da schämte er sich. Er wußte aber nicht, was er sagen sollte, deshalb schwieg er. Der Knecht merkte, was er dachte und sprach: „Du mußt bedenken, daß ich immer anders bleibe. Jeder Mensch ist ein anderer. Und auch die kleinen Kinder sind schon jeder ein anderer Mensch für sich, deshalb habe ich die Kinder so besonders lieb. Mir aber sind einer für mich kein Bruder, mir sind alle gleich. Du denkst, es ist unedel von dir, daß du mich gehen läßt. Aber das ist nun so, ein jeder Mensch hat ein besonderes Wesen für sich, mir aber ist wie die Blume des Waldes, die einander gleichen, aber wie die Quellen, die einander auch gleich sind und die Bäche. Das Wesen ihr garnicht verstehen. Ich nun bin schon etwas für mich geworden. Und wenn ich mehr Glück haben würde, das gegeben wird, um die Menschen in die Kirche zu rufen, dann denke ich an deine Kirche und an die Kinder, welche frieren und beten, und dann frage ich mich auch, daß es meine Glocke ist, welche die Menschen alle zusammen ruft.“

Damit grüßte er noch einmal Alle, und dann ging er in die Kirche und nahm Abschied von der Frau und gab auch den andern Dienstboten die Hand, welche dort waren, und dann ging er.

Dora.

Von Siegfried Wertheim.

(Nachdruck verboten.)

Die kleine Dora war der Eltern einziges Kind. Sie durfte alles: ihre Wünsche wurden von Vater und Mutter wohlwollend beachtet, gepflichtet, und so es sich nur machen ließ, erfüllt. Das ging meistens: das Einkommen eines hohen Beamten war damals zwar knapp, aber schließlich ausreichend, und ein für die Begierde jener Zeit ansehnliches Vermögen warf ihnen ab, mit denen sich recht viel anfangen ließ. Als ob und wohnte man gut, herrschte ich gut und sah nicht weiter als sich, und wenn der Herr Papa eine weite Dienstreise machte, legten sich die Kinder nach dem Weg nach und wann einmal ins Ausland, nach Brüssel oder Ungarn, dann durfte die kleine Dora, die schon nicht mehr so klein sondern zum schlancken fetteren Fräulein herangewachsen war, wenn sie wollte, den Papa begleiten.

Dora ist jetzt eine Dame von sechsundzwanzig Jahren; war nach wie vor das einzige Kind und immer noch voller Wünsche, aber ... der Krieg liegt dazwischen: das Einkommen ist größer und reicht doch nicht aus — und das Vermögen Papier nur, entwertet. Freilich darf sie auch heute noch alles — tun und haben, was sie will, so es die Eltern nur ermöglichen können. Man wohnt zwar noch und leidet sich aus, ist etwas schlechter und hat weniger oft Besuche als früher, aber man tanzt noch, man reitet zu Meinen, zu Drien — aber man tanzt noch, denkt an die Zukunft, sieht sie als einzigen Sport noch das Reiten. Das ist teuer, ohne Frage! Aber macht sie nicht glänzend genug im Sattel, schaut und reit, gepflichte Dame! — Schöner Welt aus besseren Zeiten ... eines Tages verstand ihr Hund: er hatte immer zu viel Gefressen.

Eist sie an Schreibtisch vorne am Fenster, etwas gelangweilt, — an wen auch schreiben! Freunbinnen fehlen ihr. Sie läßt bemerkt schon, haben schon Kinder — sieht auf die Straße, die dort zum Park führt; sieht sie, scheint die Sonne recht heller, lockere Büchsen, innig verjüngten, glücklichen, Genießen des Augenblicks! Siehst sie als Wanne, lebendig begreift, von der Welt den Menschen begreifen; dreist auf die Dame, auf Reiten, Gesellschaft und wieder Gesellschaft die Umkle, die von Gemüthen frei, Gespöcherin, haben und Mensch find, Mann und Weib! Kommt dann die Mutter, findet sie traurig, hehelt, eist willig, einje Herren durch; streift sie milde ... Was ruht das, es steigt so: Sie dann alleine und grüßt: Der — gestern ...

Sie hatte sich wirklich die schönsten Hoffnungen gemacht — wie ich; manchmal sogar! Aber baie er nicht bei Tisch noch unzufrieden mit ihr gepflichtet, die Andern geradezu übersehen! Und doch, und dem Helmut ... er brachte sie heim — das war alles! Wie hatte sie sich gezeit — der letzten Gesellschaftsreise nicht gerade, vorgelesen; den langen Weg zu Fuß zurückzulegen — als er damit heraus-

kam: erst die andere Dame heimzubringen! Und redete er nicht wie ein Buch, die reine Weisheit und Wahrheit ... sein Wort von sich, von ihr — als wenn Papa und Mama im Kreise herum lägen, auf Beschlüsse lauernd, als ob er ein Kreis sei, die Wanne! Als ob die Straße nicht menschenleer gewesen wäre, genossen sich aber von milben Schönen des Monats, die Nacht unendlich lang nach ... A Wie sie ihn höflich küßt er — genau wie die Andern! Voll Hühnerst, sein Mann, voller Angst vor der Ehe! Wasser Unstund, Bescheiden, voller Aufwand — sie konnte, vor Gefel, dann reden! — Wie mehr wird er gelacht! Und die Güte, die sie gestern noch interessant fand, findet sie heute gewöhnlich, gemein: auch er nur ein zusätzlicher Dugend!

Es ist auf die Straße, Enttäuschung im Blick, ahnt nichts und weiß nichts von Schmerz der Zeit: hält er fast fest, fesselt, was reuevolle Sorge, als Gempel unidolier ist. Es ist jene Wädhren, schwindelnd am Arme ihrer Galant, die tags zuvor schön und grünlich an seiner Seite geliebt, die hehrigsten: Weisheit und Mäandern! Wartet besehens, umgibt und verflagen, einlam, zu hoch, den Männern zu hoch ...

Fus dem Dresdner Kunstleben.

Der — Operette — Schaubiel — Graphik. Von unserem Dresdener Mitarbeiter.

Die öffentliche Meinung Dresdens beschäftigt sich viel mit der Operette. Sie ist in der Tat auch mit dem Lebensnächste für die Kunst des Lebens, denn der Ausdruck der Revolution, ja, man kann sagen, seit dem Ende Schauspiels und dem Abgange Graf Seebachs hat die Oper, wenn auch nicht völlig, so doch zusehends ihre einst so geschlossene künstlerische Persönlichkeit verloren. An allen Ecken, Sänger, Kapellmeister, Organisation, bröckelt es. Es scheint, als ob zurzeit ein Höhepunkt erreicht ist. Im Dezember dirigierte der Stuttgarter Generalmusikdirektor Fritz Busch ein Konzert in der Oper und erlangt sich durch ein beständiges, liebenswürdig elegantes Dirigieren, dessen Wozens und Wozisse nicht beschränken werden soll, einen ungewöhnlichen Erfolg. Aber die Konsequenzen, die man daraus zog, waren sehr unvorsichtig. Man leitete, aus ein richtiges Erzeugnis, Engagementsübermittlungsstellen zu geben, aber mit zu überreifen Nachdruck, daß man damit — und mit Recht — Kapellmeister Reiner, der bisher mit Fähigkeit und hoher Qualität, bei aller Behinderung durch seine koordinierte Stellung, Kiseau gehalten hat, verlor. Als ob man nicht wüßte, wie viel viel wertvolle Arbeit eines neuen Dresdener Generalmusikdirektors wartet und wie sorgfältig eine solche Angelegenheit überlegt werden möchte. Nun wird die Oper, von Mischlingung und Unklarheit — oder Experimenten getrieben, mehr denn je, wie der heiligste Psychologe ahnt, vom Kapital gehen. Es sind noch Momente hohen Glanzes, aber wie lange wird es bei diesem Kurs dauern?

Auch die Entzerrungen, die man auf die Direktion Gehobemaner mit ihrer demokratisch-gesellschaftlichen Färbung gesetzt hat, haben sich nicht erfüllt. Wie gering, besonders an der Arbeit anderer großer Bühnen gemessen, die Ausbeute der Saison ist, zeigt folgende Uebersicht: Vom Herbst ab gab es an Neuen ein Siegfried Wagner's „Sonnensommer“ und jüngst Wagner's „Tuba“; daneben eine im ganzen wohlgeleitete Erneuerung der „Mephisto“, „Joseph in Ägypten“ und anlässlich des Bestehens des 25. Jahrestages ein biester expressionistischer „Sinfonie“ „Hilflos“, der seinen Lebensabend wesentlich wieder von Reine, erhalt. Internationaler Erlebnis, wie sie früher den Namen der Dresdener Oper weithin trugen, gibt es nicht mehr, und man muß sich mit Dramen von besserer belegten Tischen begnügen. Es gilt also mehr und leider — wollen hoffen, nicht zu lange — anders als früher auf die Dresdener Oper zu achten.

Dagegen steht wie überall die Operette in Dresden vom Publikum fast frequenter in hoher Wäite, und besitzt in dem Zentralschauspielhaus in sührendem Intimität mit sehr modernen Auführungen. Man kann sich freuen, daß diese Theater ein stets nach neuen Ereignissen sührendes Publikum durch abaric und geschmackvolle Auswahl zu erzielen suchen. Bisher hat hin und wieder eine Trop-Operette, die bringt man doch auch die besterhaltene Ereignis. Etwa die „Blaue Maque“ Franz Schars, die anfänglich der großen „Mischlinge“ in Wien aus der Taufe gehoben wurde, die in ihrer geschmackvollen, melodischen Haltung, einer oft entzerrten, durchlöcherigen Instrumentation einer Keiner opera come nahe ist, oder Leo Blech, des Berliner Dirigenten „Sprosslinge“, die als Caprice und Witzgeder des bezaubernden Meisters ein reizendes, amüsanter Wert ist und den „Jargon“ unaufrichtig mit laudernem multitaligen Gewebe bindet. Auch das Weidenheiler gab ähnliche Anregungen. Ein Singpiel von Joh. Wendler „Victoria regia“ als Trauungsbühne war reichlich sehr harmlose Operette regelreicher Art, aber Räumdes „Drei ohne Geld“, das ganz auf Schwächen und Rücksfälle verläßt, und viel vom Operetten-Schaubühnen verlor, kann jeder Bühne, die auf Kiseau hält, nur von Nutzen sein.

In Schaubühnenange wird unter Leitung Biedes eine sehr hohe, geistig beachte Arbeit geleistet. Zuletzt gab es die „Gabe Gottes“ von M. G. Goldstein, ein häufliges Drama der Erbschleicherei — Goldstein nennt es eine „komische Tragödie“, das ein angenehmes und nicht uninteressant gestaltetes Ragout aus Jola, Daubel und Wolle darstellt und sich in artifiziellem, etwas kaltem Humor gefäht. Auch die „Frau von Messina“ Schillers, in ihrer tragischen Weisheit nicht ungelungen, kann in ihrer Durcharbeitung der Geschehnisse neu heraus, nicht expressionistisch und doch neuartig. Andere wichtige U- und Uerlauführungen stehen bevor.

Die Maler der Dresdener Gesellschaft, beachtenswert in ihrer totalen Verankerung, stellen wieder eine Reihe Graphik aus, die daselbe Bild wie die Ausgestaltung der Gemälde gibt: größtenteils lebensschafflich-gesellschaftliche, räumlich-geometrische Konstruktionen und phantastische Dummheiten; viel Werdens und Anregung und ebenfalls Klärung und Befestigung. M. Voelke-Schoen.

Die „Seelenwanderung“ der Aegypterin.

Gumburg und Weisheitswissenschaft. Amerikanische Wäiter erzählen folgende merkwürdige Geschichten:

Eine in Chicago wohnende Dame, Frau Field, die sich niemals früher mit Zeichen beschäftigt hat und kaum einen Strich ziehen konnte, hat plötzlich durch die teilsamen

Zeichnungen, die sie herbeizubringen begann, das größte Aufsehen erregt. Nach einstimmigem Zeugnis von mehreren Zeilen hatte Frau Field bis dahin nie eine Spur von Zeichnerischem Talent gezeigt, als sie eines schönen Tages von einer unerklärlichen Lust zu zeichnen ergriffen wurde. Sie nahm einen Bleistift und fing an zu zeichnen an. Einige eigentümlich rasch zu zeichnen, was sie unternahm. Man hätte sie für Ertaubten vor, als sie fand, daß es eine ganze Sammlung merkwürdiger ägyptischer Figuren war, die sie auf das Papier zauberte. Anfangs sah sie sich die Ergebnisse der Zeichnung gegenüber etwas bang. Aber ihr Gatte, der ein verständlicher und praktischer Mann zu sein scheint, meinte, es wäre am besten, mit einem Nervenzug zu sprechen. Das geschah, aber der Arzt mußte Frau Field darin recht geben, daß das Ganze eine äußerst seltsame Erscheinung sei. Der Arzt wollte — so erzählten die amerikanischen Zeitungen! — ein hervorragender Aegyptologe, und so spracherte ihn, daß die Zeichnungen der Frau Field in verblüffendem Grade an altägyptische Zeichnungen erinnerten. Er trammelte verschiedene Aegyptologen zusammen, die die Zeichnungen einer genaueren Untersuchung unterworfen, und das Ergebnis war, daß sie alle erklärten, wenn man diese Zeichnungen auf ägyptische Altertümer anwände, so würde man bestimmt erklären, daß sie aus der Zeit Ramesses II. stammten. Es seien keine Kopien, aber auch keine reinen Phantasiegebilde. Als man so weit gekommen war, mußte Herr Field nachgeben. Er erklärte nun den gelehrten Herren, daß seine Frau stets behauptet habe, sie müsse einst eine Aegyptierin gewesen sein, denn sie besahe noch genau sichere Erinnerungen an ein früheres Leben in Ägypten. Er erzählte, daß sie sich in Ägypten in der besten Weise in allen Nützlichkeiten gegeben, die sie nur möglich von beiden Seiten erhalten haben konnte, und daß die Ägypter hätten sich stets in verblüffendem Grade als mit den wichtigsten Beschäftigungen übereinstimmend erwiesen.

Als die gelehrten Herren das hörten, begannen sie, die merkwürdige Frau zu prüfen, und sie konnte ihnen dabei Dinge erklären, die sehr gut zuträfen. Auf den entlegenen Gebieten der Aegyptologie zeigte sie Kenntnisse, die sie sich nach Aussage der Gelehrten unmöglich erworben haben konnten, selbst wenn sie ein ganzes Leben auf solche Studien verwendet hätte. Und daß sie das nicht getan hat, konnte ihre Mann bezeugen. Unter den Erzählungen, die sie abgab, waren in besonderer Weise die seiner der Ägypterinnen zu besichtigen im besten Falle, aber bei Nachprüfungen ergab sich, daß sie eine richtig ägyptische Zeit besahe, die sehr genau bestimmt werden konnte. Sowohl die Zeichnungen wie die Behauptungen der Frau Field wurden nun, ebenso wie sie selbst, der strengsten Probe und Untersuchung unterworfen. Sie selbst behauptete mit unerklärlicher Sicherheit, daß sie einst eine ägyptische Frau gewesen sei, und sie verlangt geistlich, ernst genommen zu werden, wenn sie von ihrer Wiedergeburt spricht.

Zum 20ten Februar.

Im freien Volkstaat, den der Reichstagsrat des deutschen Volkes neu gestaltet hat, Da haren Aufgaben in großer Wäite. Der Übung und zur Mitarbeit ergeht der Ruf. Und fiederverstehend King's mit heilem Schalle. In deutschen Landen: „Stieches Redt für alle!“

Dazu natürlich auch die gleichen Pflichten. Des deutschen Volk, sey' deine Kräfte ein. Reist nach der Mitte' alle Wäite richen. Wir wollen „deutsch“ und „national“ sein. Und Heber trage bei mit Kopf und Hand. Zum Wiederanfang für das Vaterland.

Das Wohlgefühl deutscher Einheit“ zu erreichen. Erstreben wir bereit mit Herz und Sinn. Nicht „rechts“ noch „links“ gibt es da abzumachen. Geschlossenheit weist zum Erfolge hin. Denn „das Prinzip für Gleichheit bindet Herr und Knecht. Und gibt in des Volkes Selbstbestimmungsrecht.“

Nicht nur zum eignen Vorteil sind wir Demokraten. Sondern dort wo wir finden das tiefsterne Gefühl für Menschenrecht in Worten und in Taten; Auch Selbstverleumdung gilt als hohes Ziel. Drum werb' ich freudig für „Demokratie“ und auf der ganzen Linie tiege ich.

Ja, einmal muß doch oder Zwiespalt schmeigen, Der oft erdredend ganze Sparten füllt; Ein gegen'eitiges Versehen würde zeigen. Doch außen hin ein glänzender Bild; Daß endlich der Erfolg wird augencheinlich Des großen Dichtermotus: Seid einig, einig einig! Anna Böttcher.

Literatur.

Buddha. Die Erlösung vom Leiden. Ausgeschäufte Reden des Buddha. Aus den ältesten Urkunden, dem Pali-Kanon, überträgt und geordnet von Dr. Kurt Schmidt. Berlin G. B. G. Wiedemann.

Der Erlösung von G. Hebermann's schöner, kleiner Ausgabe des „Lao Tsch King“ von Daois, hat den Verlag ermutigt in der gleichen Ausstattung Buddha's Reden zu bringen. Dr. Kurt Schmidt, der mit dem Münchener Grimm-Institut in engerer Fähhung steht, hat aus den ältesten Urkunden zwei Bänden mit dem Besten aus dem gemäitigen Redenmaterial des Buddha ausgewählt. Diese Ausgabe wird bald des Breiter der Freunde des Buddhismus werden, und aus dessen Verständnis mehr beitragen als die zahlreichen Schriften über ihn. Außerdem aber seien die aus sührenden, vorzüglich ausgezeichneten Bände für die Bibliothek eines jeden Gebildeten warm empfohlen.

Widant confuses. Von Erwin Goerle, 1921. Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 48, Fiedrichstraße 226.

In dem Buch „Widant confuses“ liegt das Werk eines mitgeteilten, mehrerfahrenen, schon mehrfach literarisch sehr begabten Verfassers vor. Voll nicht-erfrühlicher Sachlichkeit, fern allem Parteilich, nur im Dienste des deutschen Vaterlandes lebend, sucht das Buch die deutsche Zukunft des Weg zu weisen. Unerschütterlich wendet sich der Verfasser nach und nach nach. Einen ruhigen, klaren, tiefen Sinn, nach, format es die geistig-ethischen Gefahren im werdenden Schicksal auf einem hohen Gebirgsgebäude.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63. Fernruf 4520 u. 1634.